



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1936

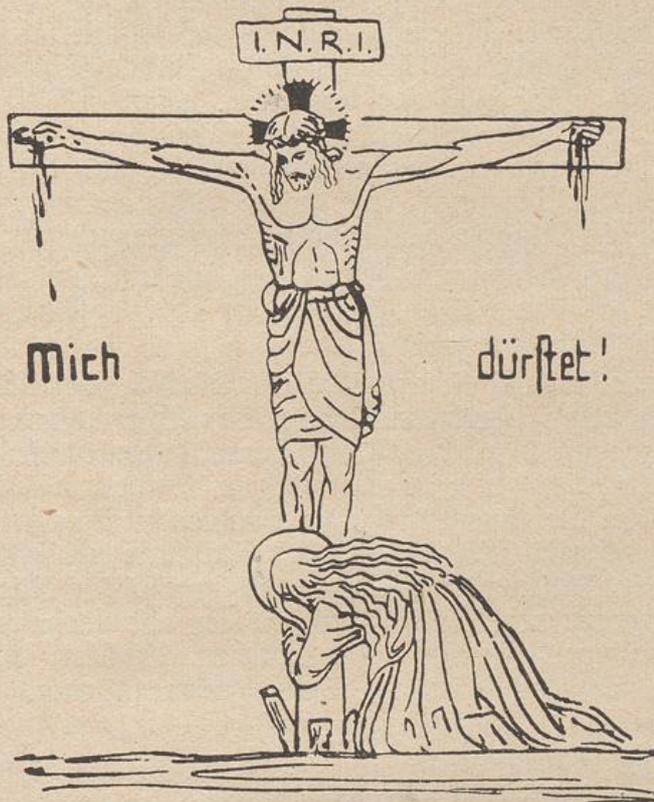
7 (1936)

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1936



Das Blut des Lammes wird euch zum Zeichen sein,
spricht der Herr; und ich werde das Blut sehen und
an euch vorbei gehen, und nicht wird über euch
kommen die vernichtende Plage.

Gerechtfertigt im Blute Christi werden wir bewahrt
bleiben vor dem Zorne durch ihn.

(Antiphon Officium vom kostbaren Blut.)

Das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi

Weil du nichts besitzest," so sprach einst der Herr zur heiligen Theresia, „um mir ein Geschenk zu machen, so schenke ich dir all mein Blut, damit du es dem himmlischen Vater aufopferst. Dies mein Blut ist für dich ein sicheres Mittel, von ihm die ausgezeichnetsten Gnaden und Wohltaten zu erlangen.“ — Gewiß war diese Schenkung eine ganz vorzügliche Gunsterweisung von seiten des Heilandes für die seraphische Mutter Theresia. Aber ist dasselbe Blut nicht für uns alle geflossen? Ohne allen Zweifel. Als der Erlöser in jener heiligen, denkwürdigen Stunde, in welcher er, brennend von Liebe, und dürstend nach dem Heil der Menschen, das heilige Altarsakrament einsetzte, reichte er den Jüngern den Kelch mit den Worten:

„Trinket alle daraus; denn dieses ist mein Blut des Neuen Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Matth. 26, 28.

Und wie reichlich ist es geflossen! Noch in derselben Nacht sehen wir den Heiland am Ölberge von Blut überronnen, das die Todesangst durch die Poren seines heiligsten Leibes trieb. In Strömen floß es bei der grausamen Geißelung, bei der unmenschlichen Dornenkrönung. Es tränkte die Straßen von Jerusalem, bespritzte die Quadern der Stadttore und rieselte über den kahlen Felsen von Kalvaria; die grausamen Nägel waren in seine purpurne Flut getaucht und ein eiserner Speer suchte im gebrochenen Herzen des göttlichen Dulders den letzten Tropfen noch, der schon mit Wasser vermengt war.

Konnte die Liebe noch weiter gehen?

Das Blut Abels schrie um Rache; das Blut des Gottessohnes ruft um Gnade und Barmherzigkeit für uns, und zwar nicht nur einmal am Kreuzesstamme, sondern täglich beim heiligen Messopfer. Lassen wir doch diesen Ruf nicht verklingen, ohne teilzunehmen am Opfer, das der Heiland Tag und Nacht in allen heiligen Messen auf der ganzen Welt für uns noch immer in unendlicher Liebe darbringt. Machen wir uns diesen kostbaren Schatz, das heilige Erlöserblut, zu Nutzen. Der erste Tag im Monat Juli ist von der heiligen Kirche ausschließlich der Verehrung des kostbaren Blutes geweiht. Wenn einst der Würengel an den Häusern der Kinder Israels vorüberging und ihnen nicht schadete, weil er die Türpfosten mit dem Blute des Osterlammes bestrichen sah, um wieviel versicherter von der Erbarmung des Herrn müssen wir sein, wenn wir uns beeifern, zum Blute des wahren Osterlammes unsere Zuflucht zu nehmen!

An zahlreichen Stellen von Offenbarungen, welche der Herr seinen auserwählten Seelen gemacht hat, sehen wir, daß die-

jenigen, welche das kostbare Blut verehren, in allen Bedrängnissen den Schutz Gottes am kräftigsten erfahren.

Auch obige Worte, welche der Herr zur heiligen Theresia sprach, deuten nicht so fest auf den Gegenstand der Schenkung, als auf den Gebrauch hin, den der Heiland von diesem Geschenke seiner Liebe gemacht wissen will.

Die Bedrängnisse unserer Zeit, die Gefahren, welche uns bedrohen und von allen Seiten umgeben, alle Vorzeichen einer schweren Heimfuchung Gottes, mahnen laut genug, zum kostbaren Blut unsere Zuflucht zu nehmen. Wir wollen deshalb besonders im Monat Juli im Verein mit unserer Mutter, der heiligen Kirche, das heilige Blut des Herrn besonders oft und mit möglichster Inbrunst dem himmlischen Vater aufopfern zu seiner Verherrlichung, zur Sühne für alle Beleidigungen, die ihm zugefügt werden, dann auch für unsere vielen Anliegen und die großen Bedrängnisse unserer heiligen Kirche.

Als der heilige Bernhardus, der große Kirchenlehrer, in seiner Todesstunde vom bösen Feinde mit Vorwürfen aller Art überhäuft wurde, erwiderte er ihm ruhig und fest: „Du hast hier nichts zu sagen: hier ist das kostbare Blut Jesu Christi, das alles für mich bezahlt hat!“ Der Teufel floh und wagte den Heiligen nicht mehr zu beunruhigen.

Der Kaufpreis unserer Erlösung ist unserer Seele Rettung, ist unser Schild im Kampfe, unsere Hilfe in der Not, unsere Versöhnung bei Gott, ein Balsam in der Krankheit, der feste Anker in den Stürmen des Lebens und der süßeste Trost auf der Reise in die Ewigkeit. Um noch größeren Nutzen aus der Verehrung des kostbaren Blutes zu ziehen, opfern wir dasselbe dem allmächtigen und erbarmenden Gott auf durch die Hände unserer gütigen Mutter Maria, in deren Adern es zum ersten Male floß. Sie hat es in ihrem Leben unzählige Male mit ihrem göttlichen Sohn dem ewigen Vater aufgeopfert.

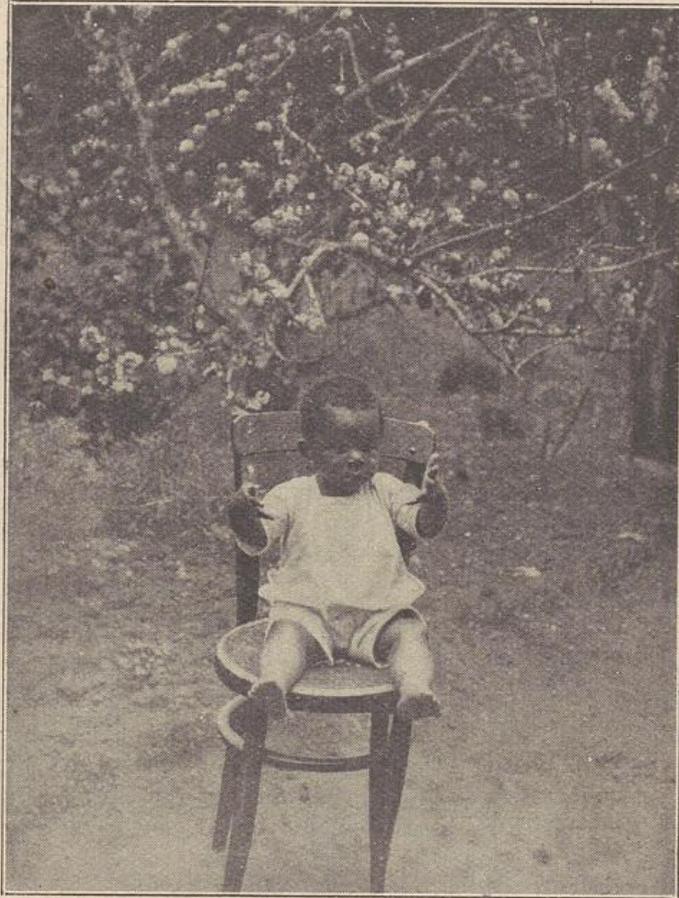
z

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

(Schluß.) Ost-Afrika, Tanganyka-Gebiet

Die schwarzen Kinder haben eine große Anhänglichkeit an ihre Lehrschwester und sind in mancher Beziehung sogar taktvoll. Wenn ich manchmal vor Übermüdung in der Schule kaum mehr laut zu sprechen vermochte, war die ganze Knabenklasse so still, daß man nichts hörte als das Ticken der Taschenuhr. Wenn sie wie flotte Schreiber mit ihren Aufgaben fertig waren, sagte ich: „Tafeln wechseln!“. Das ging so mäuschenstill, daß manche europäische Schule sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Ganz leise händigten die Schüler der ersten Bank ihre

Tafeln denen der zweiten Bank ein, und so ging es durch alle Reihen. Wenn ich dann wieder sagte: „tafuteni Makozi“ (Sucht die Schreibfehler!), dann dauerte es auch nicht lange, und jeder hatte die kleinen und die großen Böcke, sogar bis zum Strichpunkt und Komma angemerkt. Und wehe demjenigen, der sich bei dieser Gelegenheit gerührt hätte, sie wären alle während



der Pause über ihn hergefallen. Nicht selten stand dann ein rundes Körbchen mit frischgekochten Eiern auf dem Pult, und keiner verriet, wer die zgedachte Erquickung besorgte, bis ich zufällig bei meinen Besuchen gefragt wurde, ob die Eier gut geschmeckt hätten. Unsere Küchenschwester freute sich immer, wenn ich ihr so ein ganzes Duzend Eier aus der Schule mitbrachte. Manchmal kam es vor, daß bei großer Hitze spät am Abend ein altes Großmütterlein energisch an unser Fenster klopfte und wieder von dannen ging. Wenn ich dann das Fenster öffnete, fand ich gewöhnlich einen irdenen Topf auf dem Fenstergesims mit Bananenblättern zugebunden. Erst nach einigen Tagen kam die Spenderin, um den leeren Topf abzuholen mit den Worten:

„Schwester, ich dachte, bei dieser Hitze tut Euch und Euren Kindern solche Labung gut; ich habe es selbst gebraut, dieses Bier; selbst Tote stehen davon wieder auf. Es ist aus Honig, Bananen und Hirsemehl zubereitet; alles habe ich eigenhändig gepflanzt und auf den Knien gemahlen. Es ist viel kräftiger als das Bier von den leeren rohen Grasblättern. Nehmt davon öfters einen Schluck und gebt dann acht, Ihr werdet sehen, daß Ihr nicht mehr viermal am Tage kochen und essen müßt, wie es Euch Eure weißen Mütter in Europa gelernt haben. Was ich Euch gebe ist herzhaft, sättigt und hält an.“ Dann nahm sie ihren leeren Topf, den sie selbst aus Lehm geformt und im Feuer gebacken hatte und ging vergnügt heimwärts.

Daß dieses Bier wirklich kräftig ist, habe ich erfahren. Von einem schweren, sehr ermüdenden Krankenbesuch vollständig erschöpft, mußte ich zwei Stunden von meiner Missionsstation entfernt haltmachen. Da kam ein heidnisches Weiblein auf mich zu, merkte sofort meine vollständige Entkräftung, und es dauerte nicht lange, da brachte sie mir eine Kürbisschale voll Bier. „May ngunya“ (Mutter, trink!), sagte sie. Aufrichtig gesagt, ekelte mich die braune Flüssigkeit an. Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nipe majiti tupu (Gib mir klares Wasser); allein die gute Alte bestand darauf, daß ich das Bier trinke. Ich nippte eben, ich kostete es, immer nur einen kleinen Schluck, bis ich tatsächlich in allen Gliedern die Kraft des Getränkes mächtig spürte. Alles belebte sich aufs neue. — Ich stand auf und marschierte erfrischt und erquickt des Weges weiter, als hätte ich ein Glas Sekt getrunken. Schon einmal hatte ich Dschagga-Bier genossen, das wie Aschenlauge aussieht, keinen Schaum zeigt und auch nicht braust, aber sehr angenehm nach Limonade schmeckt. Es ist berauschend.

Um das Bier kühl zu halten, wird es im Schatten aufbewahrt, denn einen Keller kennt der Schwarze nicht. Gewöhnlich steht der Biertopf in ausgehöhlten Baumstämmen in kleinen Dickichten zwischen Sträuchern oder Bananenhainen in der Nähe der Hütte. Das Brauen dieses Bieres ist für die schwarze Frau recht mühsam; alles, was dazu gehört, muß sie ja selbst beschaffen, und mit sichtbarem Stolz schenkt sie ihr Bier aus und gibt acht, daß kein Tröpflein verschüttet wird. Gerne ladet sie ihre Bekannten ein, wenn sie neues Bier gekocht hat und präsentiert es jedem, den sie gerne ehren möchte.

Am ersten Tag schmeckt das Bier nach süß-säuerlichem Zuckerwasser, obwohl kein Stäubchen Zucker darin ist; die Männer rühren es dann noch nicht an, sie sagen: „Das ist für die Weiber!“ Erst, wenn das Bier alt ist, sagt es ihnen richtig zu. Mit gutem Bier gewinnt die Frau die Achtung aller, und je besser es schmeckt, desto mehr steigt ihre Achtung und — beim Mädchen der Kaufpreis.

Was uns eine junge Missionarin, ehem. Schülerin von Neuenbeken aus der ostafrikan. Mission erzählt

(Auszug aus einem Brief von Schw. M. Apollonia an ihre Mitschülerinnen.)

Kilomeni, 1. März 1936.

Sonntag nachmittags darf ich immer mit unsern Missionsmädchen den üblichen Spaziergang machen. Da ziehen wir denn im Gänsemarsch (Straßen gibt es nicht) bergauf, bergab, lustig singend, bis wir eine Stelle zum Lagern gefunden haben. Der Marsch durch den Urwald ist sehr interessant. Käfer von allen Größen und Formen summen einem um die Nase herum, langbeinige und gehörnte, kurze und dicke und ungehobelte von allen Sorten und Farben, so daß man nicht müde wird, zu schauen und Gottes Größe zu bewundern in diesen tausend kleinen Wesen. Hie und da begegnete uns auch eine Schlange, die aber für gewöhnlich vor uns Reißaus machte. Vergangenen Sonntag versperrte uns so ein Ungetier den Weg, und ehe wir ein paar Stöcke zurecht hatten, um es zu erschlagen, war es verschwunden. Bekanntlich kriechen die Schlangen mit einer großen Schnelligkeit und sind nur gefährlich, wenn man ihnen etwas zuleide tut; Sie brauchen also nicht zu fürchten, nach Kilomeni zu kommen. Den ersehnten Löwen habe ich noch nicht gesehen, aber die Hirtenbuben erzählen mir oft davon in der Schule. Kürzlich schrieb ein Junge in seinem Aufsatz:

„Ich habe den Löwen gern, weil er so funkelnde Augen hat und einem König gleicht, der sich nicht fürchtet; er hat mir eine Ziege aus der Herde gestohlen, — aber ich habe keine Schläge bekommen!“

Nun wieder zurück zum Urwald. Auf beiden Seiten der schmalen Stege dichtes, dorniges Gestrüpp, dazwischen riesenhohe Bäume mit herrlichen Schlinggewächsen. In das abwechslungsreiche Blättergrün hat die afrikanische Flora die herrlichsten Blumen von der seltensten Farbe gestreut. Rote, weiße, lila Blütendolden mit goldgelben Sternen im Kelche lachen uns entgegen. An einem schattigen Plätzchen halten wir Rast; hier genießen wir eine wunderbare Aussicht auf die zu Füßen des Berges liegende Steppe, die in der Goldflut der Mittagssonne glänzt.

In der Ferne liegt die riesenhafte Kette der Upareberge. Bei hellem Wetter sehen wir auch den berühmten Kibo mit seinem ewigen Schnee.

Am Sonntag bestiegen wir einen der Nachbarberge, von wo aus wir den großen Iyppe-See erblickten. In seiner Nähe liegt der große Viktoria-See, den Sie aus der Geographie kennen.

Auf der Karte von Afrika finden Sie unsere Mission Kilomani im östlich gelegenen Tanganjika-Gebiet, etwas südlich vom Kilimandjaro. Wir haben die schönste Aussicht hier von allen umliegenden Missionen, weil wir auf hoher Bergeshöhe wohnen. Tief unten in der Steppe liegen des morgens die Wolken wie gewaltige Schneeberge, bis die Sonne aufgeht und alles in rotgoldenes Licht taucht. Gegen Abend sehen wir das in der Ferne grasende Rhinoceros, Gruppen von Elefanten, Giraffen und Straußvögel.

Von der Vogelwelt sind wenigstens fünfzig Sorten hier vertreten, unter andern die Geier, die berühmten Nashornvögel und viele kleine, zierliche Vögel mit prachtvollem, farbenreichem Gefieder. Dazwischen ist einer mit einem Federkleid, das wie schwarzer Seidensamt schimmert; sein langer, dünner Schnabel ist aber ein großer Feind der Pflanzenwelt.

Die Rühre haben hier in unserm Gebiet große Höcker. Pferde gibt es keine. Rinder, Schafe und Ziegen haben gute Weide an den Bergabhängen.

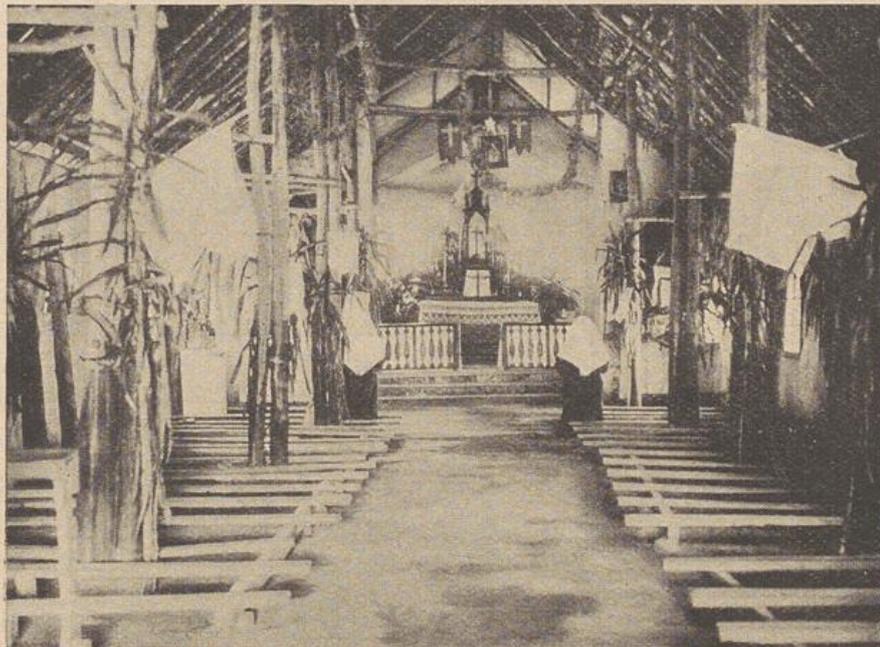
Vor unserm Hause ist ein Blumengärtchen. Den Abhang hinter liegt die Missionskaffeepflanzung, die von schwarzen Arbeiterinnen besorgt wird, daneben der Missionsbananenwald mit den verschiedensten Bananensorten. An Obstbäumen haben wir Pfirsiche, die gerade zu Weihnachten reif sind, Apfel, Pflaumen usw. und eine ganze Reihe afrikanischer Frucht-bäume, deren Früchte viel größer sind als die der europäischen Bäume. Auf dem Felde gedeiht die Ananas. Auch Erdbeeren und wilde Himbeeren wachsen in unserm Garten. Wir haben hier auf den Bergen europäisches Mai-Juni-Klima zur größten Zeit des Jahres. Die heiße Zeit ist von Weihnachten bis März-April, dann kommt die große Regenzeit, 4—5 Wochen lang. Nun gehen die Leute fleißig in die Steppe. In derselben werden dann Mais und Baumwolle gepflanzt. Auch die Mission hat dort eine Mais- und Baumwollpflanzung. Einmal ging ich mit den Arbeiterinnen und Missionskindern hinaus, um die Baumwolle auf dem Stengel zu sehen. Sie stand gerade in vollster Blüte mit einigen fast reifen Kapseln, aus denen die flaumige, schneeweiße Baumwolle wie Seidenfädchen hervorbricht. Die Ernte wird nachher von den Schwarzen den drei Stunden hohen Berg auf den Köpfen oder Schultern hinaufgetragen. Die schwarzen Frauen tragen alles auf dem Kopf, sogar eine Streichholzschachtel.

Blumen haben wir von allen Sorten und Farben: Rosen, Veilchen, Nelken, Asters, Lilien, Kalas, Geranien, Balsaminen usw. usw., das ganze Jahr hindurch. Mit den weißen Lilien haben wir unsern Altar geziert vom 8. Dezember bis zur Fastenzeit und sie blühen immer noch. Die weißen Kalas oder

Josefslilien wachsen bei uns wild dem Bächlein entlang, das an unserm Haus vorbeifließt.

So Gott will wird dieses Jahr nach der Regenzeit unsere neue Kirche gebaut. Wenn jede Missionschülerin ein Bausteinchen des Gebetes dann und wann herüberschickt, wird die Arbeit gut vorangehen.

Jetzt noch etwas aus dem schönen Missionsleben. Am letzten Jungfrauen Sonntag (Februar) durfte ich wieder einen alten Heiden taufen. Und das ging so. Der ungefähr 80 Jahre alte Vater eines unserer Lehrer in der Steppe war seit einiger Zeit



Notkirche von Kilomeni, Ost-Afrika, im Festschmuck

gefährlich krank. Der jungverheiratete Lehrer, der am 8. Dezember die erste heilige Kommunion empfing, hatte alles versucht, seinen Vater zu bekehren. Er wollte von keiner Religion etwas wissen. In seiner Not rief er alle alten Christen aus der Nähe, daß sie mit ihm reden sollen; denn es ist hier Sitte, dem Rat der Alten zu folgen, und wenn diese sogenannten „wazee“ (Alten) keinen Erfolg haben, ist alles vergebens. So waren also eine ganze Reihe Alter bei dem sterbenskranken Mann, der hartnäckig jedes Wort von Religion verweigerte und mit den Armen um sich schlug und energisch abwehrte. So ging es schon einige Wochen. Schwester Oberin erzählte uns diesen Vorgang Samstag abends. Sonntag morgens durfte ich nach der ersten heiligen Messe mit zwei Begleiterinnen hinunter in die Steppe zum kranken Mann. Gut ausgerüstet traten wir in den regnerischen Morgen hinaus. Der Himmel sah so finster drein, als

152

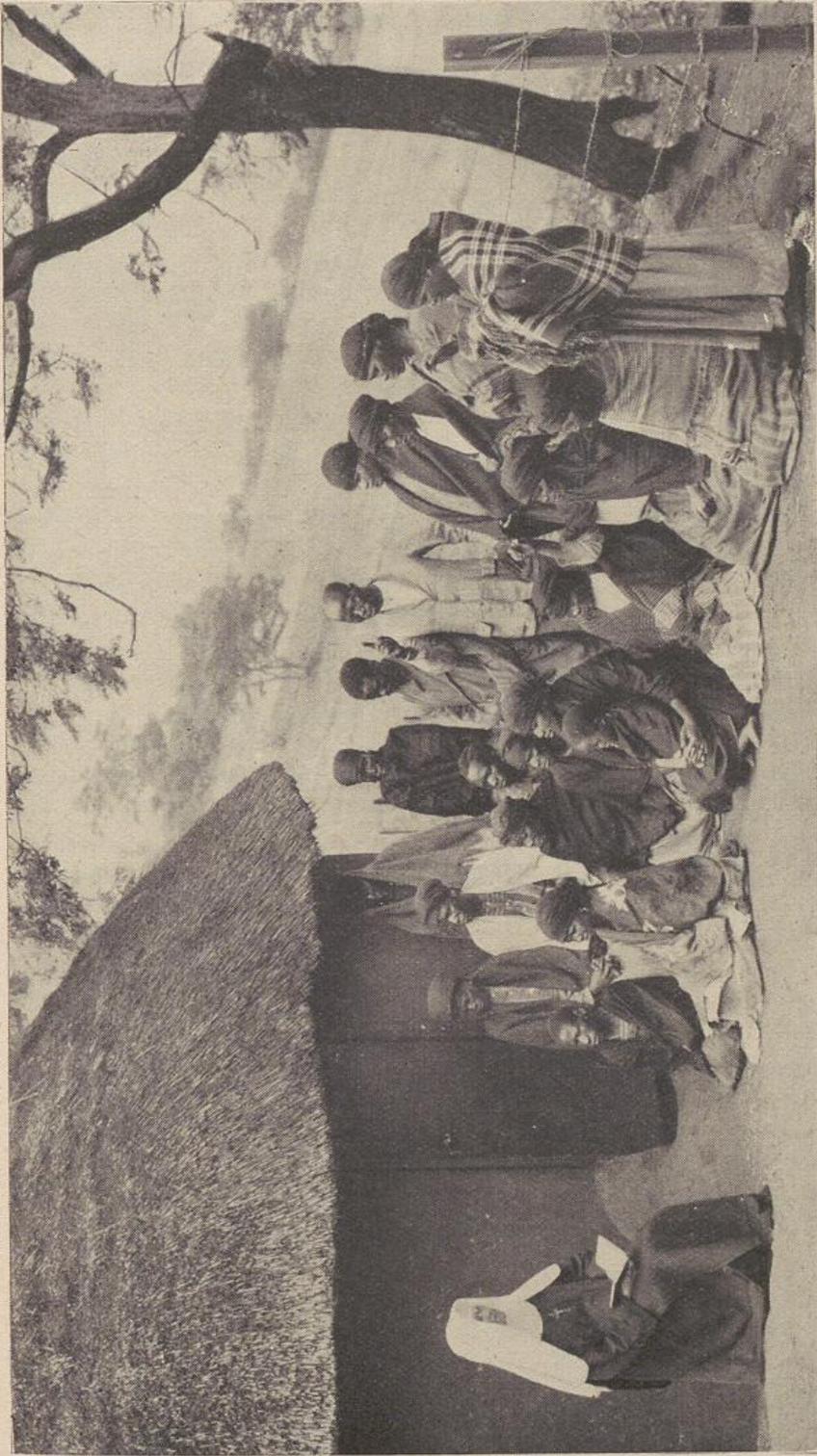
ob er uns nichts Gutes verheißen würde. Es fing bald an zu regnen; der lehmige Boden den Berg hinunter war so schlüpfrig, daß es gar nicht lange dauerte und ich saß im Morast, zum erstenmal; diese Prozedur wiederholte sich noch zweimal. Aber wir mußten alle drei unwillkürlich lachen, weil es gar so schön war. Im stillen dachte ich: Lieber Gott, alles für diese harte Seele. Auf etwas ebenerem Weg angelangt, beteten wir dann still den Rosenkranz. Wir gingen die ganze Zeit so schweigsam durch den dichten Urwald, ohne zu rasten. Je näher wir der Steppe kamen, desto weniger regnete es und allmählich wurde es warm. Die Grillen zirpten so laut in der Morgenstille, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Bald vernahmen wir das Brausen des Wassers. Der kleine Bach war fast zum Strom angeschwollen, und stürzte von den Felsen mit einer Wucht in die Tiefe, daß es weithin vernehmbar war. Zum Glück hatten die Leute große Steine ins Wasser gelegt, so daß man über diese gehend nur 30—50 Zentimeter in dem von der heißen Steppensonne erwärmten Wasser stand. Zweimal hatten wir diesen Bach zu überschreiten und gelangten dann in die offene Steppe. Kein Mensch weit und breit. Die Sonne schien sehr heiß und so trockneten allmählich unsere Kleider. Die kleine Regenzeit, Oktober—November, hat sich nämlich dieses Jahr verspätet und trat erst Weihnachten ein bis Februar. Gegen 10 Uhr langten wir bei der Hütte des Lehrers an. Er führte uns ganz mutlos und verzweifelt zum sterbenden Vater, der hinter der Tür seines Kraals auf einem Fell am Boden lag. Um ein Feuer herum im Kraal hockten drei alte heidnische Frauen regungslos. Ich ging zum alten Vater und kniete neben ihm am Boden nieder, um mit ihm reden zu können.

Zuerst verweigerte er jeden Gruß, drehte den Kopf zur Wand und machte die Augen fest zu. Ich redete ihm leise zu und goß ein wenig Medizin in den Mund, um ihn zum Reden zu bringen. Da regten sich aber auch schon alle Teufel der Hölle. Mit einer Wut stieß er den Becher von sich und sagte mir: „Das ist die Taufe, das ist die Taufe, ich will es nicht, geh!“ und stieß mich mit dem Arm zurück. Anscheinend hatte er noch nie eine Schwester gesehen, als er nämlich die Augen aufmachte, schlug er mich nicht mehr, sondern wehrte nur leicht ab mit der Hand. Nach und nach gab ich ihm wieder Medizin, er preßte immer die Lippen zusammen, weil er meinte, das sei die Taufe. Wenn ich ihm etwas vom Himmel sprach oder von der Taufe, sagte er, es ist doch alles Lüge und ich will es nicht. Neben mir saßen meine zwei Begleiterinnen und der arme schwarze Lehrer, den Rosenkranz still betend. Die drei Frauen am Feuer rührten sich nicht. Sie können sich denken, daß ich all meine Überredungskunst aufwandte und dazwischen den lie-

ben Gott inständig um dieses verstockte Herz bat, bis mir der Kranke auf einmal energisch sagte: „Jetzt geh, ich sterbe vor lauter Langeweile, ich will jetzt Ruhe haben.“ „Ja,“ sagte ich, „du mußt auch Ruhe haben. Schlaf jetzt nur, wir kochen dir einen guten Tee.“ Underthalbe Stunde hatten wir uns nun schon umsonst müde geredet. Wir beteten indessen weiter, auch grüßte ich die heidnische Mutter des Lehrers und die Frauen, die mich auslachten, daß ich mich umsonst bemühte mit diesem Alten, sie würden sich auch nicht taufen lassen usw. Es war bereits $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags, und ohne diese Seele wollten wir nicht heim, so versuchten wir es noch einmal nach einer Viertelstunde Ruhe, dem guten Mann den Himmelsweg zu öffnen. Er tat, als ob er schlafen würde, aber die Gnade Gottes hatte inzwischen die harte Herzensscholle erweicht. Noch eine Viertelstunde sprachen wir der Reihe nach auf ihn ein und — o Wunder, Punkt 12 Uhr floß das Wasser der heiligen Taufe über das greise Haupt — und der Mann war selig wie ein Kind. Ich hatte nicht bemerkt, daß sich inzwischen der ganze Kraal mit Neugierigen angefüllt hatte; der Taufakt hatte sich ganz still vollzogen, und von uns konnte keine: ein Wort sagen, so überwältigt standen wir vor der Wirkung der Gnade Gottes. Der gute Alte hatte sich selbst seinen Namen gewählt; nachdem ich ihm einige genannt, wollte er Josef heißen. „Schneide mir auch meine Zauberei vom Hals,“ sagte er dann, „ich weiß jetzt, daß da der Teufel drin sitzt.“ Zwei Schnüre mit Amuletten und dergl. schnitt ich ihm ab, und gab ihm eine Mutter-Gottes-Medaille.

Er war wie umgewandelt, trank jede Medizin und war so still, wie ein gutes Kind. Der Lehrer konnte kein Wort sagen, die Augen standen ihm voll Tränen. Nach einer Weile kam er und sagte: „Sister, Gott ist gut, ist groß.“ Das war alles. Nach einem kleinen Imbiß machten wir uns wieder auf den Heimweg, drei Stunden den Berg hinauf. Die drei Frauen im Kraal und all die andern konnten sich nicht genug wundern, daß der Mann getauft war, und daß er es selbst wollte. Am folgenden Freitag starb er glücklich wie ein Kind. Er hatte in der Woche noch mehreremal nach der Taufe wieder verlangt, weil sie ihn so glücklich und froh gemacht hat. Das sind Missionsfreuden, nicht wahr? Am Sonntag vor dem Christ-Königs-Fest durfte ich ein altes blindes Mütterchen taufen, das auch am Tage darauf starb. Der liebe Gott ist gut, ja hier in der Mission kann man noch Wunder erleben. Freuen Sie sich alle, meine lieben Missionschülerinnen, wenn Sie einmal in die Mission dürfen; denn hier ist der liebe Gott doppelt gut.

R



Katechese auf einem Außenposten.

Oliva die Heldin, 16 Jahre alt

(Schluß.)

Von Schw. M. Masellina, Matombo-Mission

Jetzt bekam der Vater Angst und schlich von dannen. Der Soldat stellte das Mädchen unter den Schutz der Regierung mit den Worten: „Wer dich angreift, greift die Regierung an; du stehst von heute ab unter ihrem speziellen Schutze.“

Als ich zu Oliva kam und ihr alles erzählte, freute sie sich sehr, weil der liebe Gott sie beschützt hatte. „O Mama,“ sagte sie, „wäre ich eine Minute später gewarnt worden, was wäre geschehen, wenn der Vater mich in seine Hände bekommen hätte?“ Ich befahl ihr nun, heute im Hause zu bleiben, da der Vater leicht zurückkommen könnte. Katharina, die ihren Kampf vor einigen Tagen bestanden hatte, blieb bei ihr und sprach ihr Mut zu. Ich fand beide vertieft im Leben der heiligen Barbara. Am folgenden Morgen getraute sich Oliva nicht, das Haus zu verlassen. Mittags, als es gerade Angelus läutete, kam ein Gesandter des Häuptlings mit einem schriftlichen Befehl an Oliva, sofort vor Gericht zu erscheinen. Sie nahm den Rosenkranz, hängte ihn um den Hals, ging noch einen Augenblick zum lieben Heiland, um sich seinem Schutze anzupfehlen und verschwand. Eine eigene Hast, die ihr sonst fremd war, verriet ihre Aufregung. Wir steckten ein Kerzchen vor der Reliquie der lieben kleinen heiligen Theresia an, und die Mädchen beteten laut den Rosenkranz.

Beim Häuptling traf Oliva ihre Eltern und eine große Schar Neugieriger sowie die Großen des Volkes. Sie wurde gefragt: „Wer ist dein Vater?“ Sie zeigte ehrerbietig auf denselben. Alle hatten als Antwort erwartet: „Ich habe keinen Vater mehr“; sie aber sagte fest und bestimmt „Dieser da!“ Nun wurde sie weiter gefragt: „Was suchst du auf der Mission? Warum verweigerst du es, heimzugehen?“ Da erklärte sie fest und bestimmt, daß sie noch nicht großjährig sei, ihre Eltern sie aber zwingen wollten, alle heidnischen Gebräuche mitzumachen, „und,“ so fuhr sie fort, „ich will überhaupt nicht eingesperrt werden; eine Ziege und ein Schwein sperrt man ein, ich aber bin eine Christin“, und zum Vater gewendet, fuhr sie fort: „Was du tun willst, tue hier vor dem Häuptling; eher will ich sterben, als meine Unschuld preisgeben!“

Der Vater war wie geschlagen, als er sah, daß das Mädchen trotz aller Drohungen standhielt. Einstimmig wurde Oliva das Recht zugesprochen. Es war noch nie dagewesen, daß ein Mädchen vor Gericht den Männern gegenüber so standhaft war. Viele, die ihre Macht im Heidentum schwinden sahen, schimpften, aber die meisten freuten sich über den geistigen Fortschritt unter den Mädchen, die bis jetzt nur Eines kannten, nämlich zu zwitschern wie die Alten singen.

Der Vater mußte Oliva einen Schilling zahlen wegen seiner Drohungen, den sie aber, um dem Vater ihre Liebe zu bezeigen, nicht annahm. Oliva erhielt volle Freiheit, bei den Schwestern zu wohnen, und als Zeichen, daß jetzt Frieden zwischen Eltern und Tochter sei, sollte sie am Sonntag die Eltern besuchen. — Hoherfreut kam sie zu uns zurück, und alle gingen zur Kirche, dem lieben Gott Dank zu sagen. Am Sonntagmorgen kam Olivas Onkel zu mir und sagte, ich sollte das Mädchen nicht nach Hause gehen lassen, die Eltern planten Böses, wenn sie komme. So ging sie also nicht. Einige Tage darauf starb plötzlich ihre Urgroßmutter. Oliva sagte: „Mama, ich muß zum Begräbnis, wenn ich nicht gehe, wird man mir Übles nachsagen.“ Die Heiden sagen nämlich, wer nicht zur Leiche komme, sei schuld am Tode des Verwandten. Wäre Oliva nicht gegangen, so hätte man ihr schließlich die Schuld zugeschoben. Ich fragte sie: „Fürchtest du dich nicht?“ Worauf sie erwiderte: „Nein, bei der Leiche darf mir niemand etwas tun.“ Sie kam auch wohlbehalten wieder zurück. In der darauffolgenden Woche starb ihr Onkel, der nach dem Vater die größten Rechte über sie hatte. Er war lange krank gewesen. Wieder ging sie hin und kam unbehelligt zurück. So glaubte sie sich also sicher.

Als nun die ersten Mädchen fortgingen, um in Rhonda ihr Postulat zu beginnen, bat sie flehentlich, mitgehen zu dürfen. Ich sagte: „Ja, wenn deine Eltern es erlauben! Versuche die Erlaubnis zu bekommen.“ Traurig schaute sie dem Auto nach, das ihre Gefährtinnen fortbrachte, und weinte still vor sich hin. Sie traf den Häuptling und fragte ihn, was sie tun sollte. Er riet ihr, zu ihrem Vater zu gehen. Inzwischen fuhren wieder vier Kandidatinnen ab. In Begleitung eines andern guten Mädchens ging sie nun nach Hause, 2½ Stunden zu Fuß.

Der Vater war nicht anwesend, als sie ankam. Die Mutter empfing sie freundlich; Oliva half ihr stoßen und kochen; sie aßen zusammen, und dann fragte die Mutter, was sie hierher führe. Sie brachte ihre Bitte vor, ins Postulat zu dürfen. Die Mutter wurde zornig und sagte, ihr Bräutigam wolle nicht mehr länger warten, er wolle heiraten oder sein Geld zurück haben. Sie und der Vater aber würden nie und nimmer das Geld zurückgeben, also würde sie ewig Eigentum des Bräutigams bleiben. Oliva antwortete: „Nun gut, dann kann er ja warten so lange er will; er wird schon müde werden, ich heirate ihn nie und nimmer.“ Und die Mutter erwiderte: „Und nie und nimmer wirst du unsere Erlaubnis bekommen zu dem, was du willst; du beschwörst einen neuen Kampf herauf.“ Oliva wollte sich verabschieden und gehen, als die Mutter sie ins Haus rief, um ihr noch etwas still zu sagen. „Kind, mein Liebling, meine Erstgeborene, höre, deine Mutter meint es gut mit dir; laß dich nur vier Tage einsperren, am fünften

sollst du deinen Tanz haben wie alle deine Kameradinnen. Reich beschenkt, unjubelt von allen wirst du mit Ehren gekrönt. Höre auf deine Mutter. Die Schwestern auf der Mission werden's nicht erfahren, ich werde dann sagen, du wärest krank gewesen."

Mit einem Satz war Oliva an ihrer Mutter vorbei ins Freie und nun ging eine Heze los. Oliva lief mit ihrer Begleiterin in rasendem Tempo der Mission zu, über Berg und Tal, schlug hin und sprang wieder auf. „Nur fort, fort unter den Schutz der Mamas auf der Mission“, und die Mutter mit einigen anderen Frauen hinter ihr her. Sie rief jedem Entgegenkommenden zu, das Mädchen festzuhalten; aber niemand vermochte es. Zuletzt rief sie ihr zu: „Wenn ich nicht deine Mutter bin, die dich geboren hat, so laufe weiter.“ Oliva lief weiter, und so war nach heidnischer Sitte das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gebrochen.

Atemlos kam Oliva hier an, und doch sah man, wie glücklich sie über ihren neuerdings errungenen Sieg in ihrem Herzen war. Am Abend weinte sie lange über die Hartnäckigkeit ihrer Mutter, die sie bis jetzt als gute Christin hoch verehrte. Unzähligemale kamen ihr an diesem Abend die Worte über die Lippen: „Mungu mkubwa (Gott ist groß!) Was wäre aus mir geworden, wenn meine Mutter mich gefangen hätte? Bin ich denn ein Dieb, den man vom Haus verjagt? Oder ein gehetztes Wild, dem man den Todesstoß versetzen will?“

Am nächsten Morgen kam sie zu mir und bat schüchtern, mit den andern nach Mhonda zu fahren, sie wäre diese Quälerei müde. Ich sprach mit dem hochw. Vater Missionar, und dieser sagte: „Ja, sie solle gehen.“ Die Freude Olivas war groß. Heimlich packte sie ihre Sachen zusammen, schrieb einen Brief an ihre Eltern, in welchem sie dieselben von ihrer Abreise in Kenntnis setzte. Einen zweiten Brief schrieb sie an den Häuptling, worin sie ihm mitteilte, wie ihre Mutter sie behandelt, daß sie die Quälerei müde sei, aus eigenem freien Willen nach Mhonda fahre; sie sei nicht im geringsten von den Schwestern beeinflusst. Zum Schluß bat sie ihn, er möge die Mission schützen, wenn ihre Eltern dort Schwierigkeiten machen würden.

Dann fuhr sie mit zwei anderen Mädchen ihrem heiß ersehnten Ziele zu. Seit dem Tage sah ich weder Olivas Vater noch ihre Mutter wieder. Von andern hörte ich, daß sie sich noch nicht beruhigt hätten. Gebe der liebe Gott Oliva die Gnade der Beharrlichkeit; die Welt hat sie besiegt, möge sie tapfer bleiben!

4

Besuch bei einer Zauberin

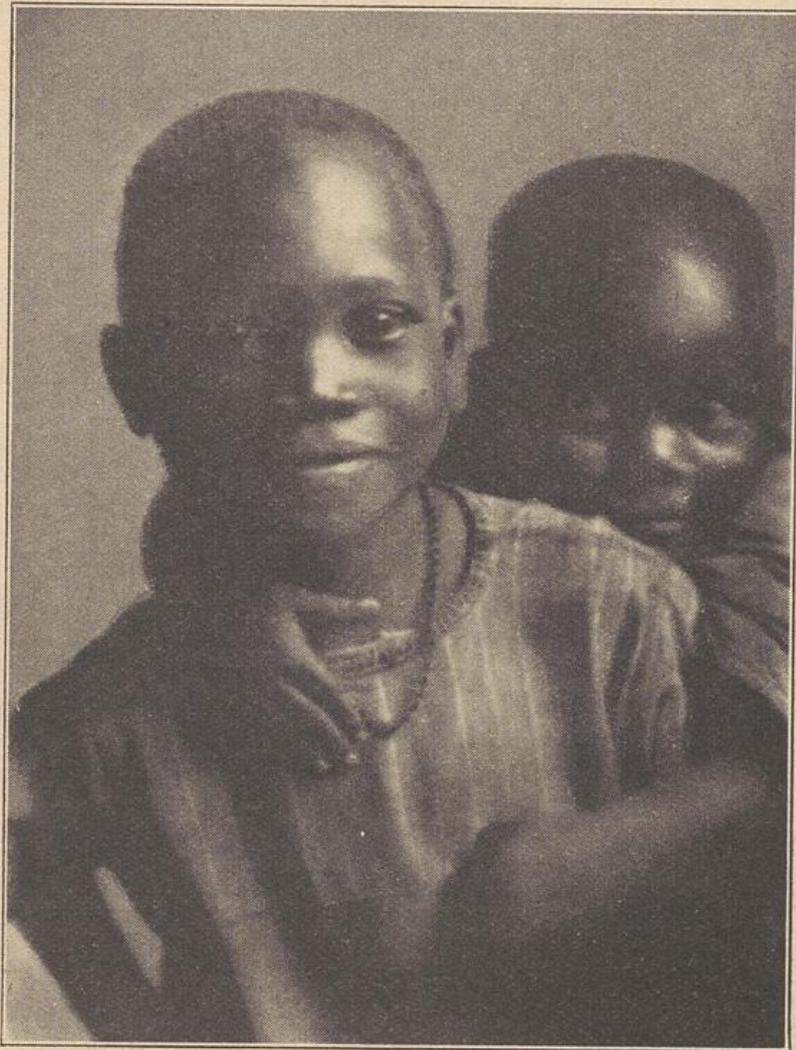
Von Schw. M. Theobalda, Mariannahill.

Unsere Mädchen in der Nähsschule haben keine Ferien, dafür dürfen sie mit ihren Meisterinnen einmal einen weiteren Ausflug machen. Diesmal war der nördlich gelegene Tafelberg das Ziel. Jenseits desselben wohnt nämlich eine Zauberin, und eine solche hätten sie gerne gesehen. — Acht Uhr morgens brach die kleine Karawane auf, gut versehen mit Proviant und einem Kessel zum Wasserkochen. Gegen 10 Uhr kamen sie an den Fuß den Berges. Nirgends ein Weg. Es bleibt also nichts übrig, als mühsam den Berg hinanklettern, mit Händen und Füßen oftmals über kleine und große Felsblöcke. Nach zirka einer Stunde ist das Ziel erreicht. Herrlich reine Luft und ein entzückender Ausblick über Land und Meer nach Osten, Süden und Südwesten lohnt die Mühe des Aufstiegs. Die Aussicht nach Norden hindert der Wald. Doch jede fühlt sich müde und matt. Wo ist Wasser? Rasch ist eine Quelle gefunden. Brennmaterial liefert der Wald. Bald brodeln das Wasser und der Kaffee ist rasch fertig. Gottes freie Natur ist das herrlichste Gasthaus. Nach den Anstrengungen des langen Weges mundet es allen vortrefflich. Während des Mahles betrachtet man mit stets wachsendem Interesse die wundervolle Aussicht. Der Himmel ist heiter und die Sonne sendet ihre milden Winterstrahlen.

Da unten, nach Südosten ist das Häusermeer der Hafen- und Weltstadt Durban. Hohe Kuppeln und himmelanragende Türme sucht man umsonst. Die paar katholischen Kirchen machen sich in der Ferne nicht bemerkbar. Die meisten Einwohner der Großstadt haben wegen Geschäft und Vergnügungen wenig oder keine Zeit für Gott und ihr Seelenheil. Wozu denn großartige Kirchen? Hinter Durban dehnt sich das weite Meer, der Indische Ozean aus. Von weitem sieht man die großen und kleinen Dampfer herankommen. Wäre die Sehkraft des Auges nicht beschränkt, man sähe bis nach dem fernen Indien. — Auf dem Festland erblickt man manche Häusergruppen, das sind kleine Städte und Dörfer und einzelne Gebäude. Wie wenig Tabernakel sind dort!! Südlich, unten, liegt Mariannahill mit dem Kloster der hochw. Patres, dem Konvent der Schwestern, den Schulen und Lehranstalten, dem Hospital und — vor allem mit seinen sechs Tabernakeln. — Mit welchen Gefühlen würde eine Anna Kath. Emmerich im Heidenland auf diese Tabernakel geschaut haben!

Es ist Zeit zum Aufbruch. Neu gestärkt erheben sich alle und umgehen zunächst eine weite Strecke des Waldes, der das ganze Plateau bedeckt und Eigentum einer europäischen Gesellschaft ist. Der Umfang des Plateaus beträgt zirka zwei Stun-

den. Doch, sie wollten ja die Zauberin besuchen. Wo wohnt sie? Ein Mädchen kennt den Weg. Man durchquert den Wald und steht bald vor einer Anzahl Hütten. Die Zauberin aber ist nicht mehr da. Sie ist gestorben und begraben. Seht dort ihr Grab. —



Ist denn das das Grab einer Zauberin? Das ist ja wie die christlichen Gräber auf dem Gottesacker in Mariannhill! Und ein Kreuz hat man aufs Grab gepflanzt. Ein hoher Zaun von Stacheldraht hält wilde Tiere ab. Wie kommt das Kreuz auf das Grab einer Zauberin? Hat sie sich vor dem Tode bekehrt? War ein Priester an ihrem Sterbebett?

Ein Priester war nicht bei ihr. Die Beantwortung der ersten Frage aber möge dem Leser selber überlassen bleiben. Doch
160

fragen wir zuerst, wer war denn die Zauberin? Wie hieß sie?

Die Zauberin war — leider, leider — eine abgefallene Christin und auf den Namen Marianna getauft. Vor Jahrzehnten weilte sie als erwachsenes Mädchen im Marienhaus und hat die hl. Sakramente empfangen. Bald nach Verlassen des schützenden Heimes ergab sie sich dem Leichtsinne, vernachlässigte ihre religiösen Pflichten und verehelichte sich mit dem heidnischen Mitglied einer Zaubererfamilie. So erzählen ihre christlichen Verwandten. Marianna schritt fort auf der Bahn des Verderbens, verschrieb sich dem Teufel und ward eine Zauberin, doch nicht der schlimmsten Art.

Nun kommt etwas Merkwürdiges. Sie schenkte ihrem Manne mehrere Kinder und ließ alle taufen und christlich erziehen. Sie, die Zauberin! Welch ein Gefühl für die nun bereits erwachsenen christlichen Kinder — die Mutter, eine abgefallene Christin und Zauberin! Wer möchte bezweifeln, daß dieselben oft und innig für die arme Mutter gebetet haben? Und werden die christlichen Verwandten nicht ein Gleiches getan haben? Wird das Gebet unerhört bleiben für eine Seele, die ihre Kinder christlich erziehen ließ, obwohl sie sicher große Hindernisse zu überwinden hatte und sie selber eine Zauberin war? Wird sich auch hier das Wort des Psalmisten bewahrheiten: „Die Barmherzigkeit des Herrn geht über alle seine Werke!“?

Nach den Angaben Nahestehender war Marianna längere Zeit krank. Ihre Kinder und andere Gutgesinnte machten einige Male den Vorschlag, einen Priester zu rufen. Die Kranke war einverstanden, aber jedesmal, so sagten die Verwandten, suchte der Teufel sie sofort zu erdroffeln. Aus Furcht vor einem solchen Tode unterließ man es, den Priester zu rufen. Über den Leib hatte der Schwarze noch Gewalt, aber nicht über die Seele, die ja zurückkehren wollte. Schließlich schied Marianna ruhig hinüber, und es ist Hoffnung, daß sie beim letzten Gericht auf der rechten Seite des Herrn steht. Somit dürfen wir uns wohl aussöhnen mit dem Kreuz auf ihrem Grabe.

Unsere Ausflügler kehrten müde, aber zugleich erfrischt vor Eintritt der Dämmerung wohlbehalten heim, freilich — ohne die Zauberin gesehen zu haben.

3

In Maria war der Gnaden Fülle,
Doch war man an ihr nichts gewahr,
Als daß sie im Herzen gläubig stille,
In ihrem Auge gering nur war.

Emilie Ringseis.

Lebensschicksale einer Zauberin, von ihr selbst erzählt

Von Mutter M. Garmelina, Prov.-Oberin in Mariannhill

Auf meiner Visitationsreise kam ich auch nach St. Michael. Hier erzählten mir die Schwestern von einer großen Wahrsagerin, die lange in der Nähe der Missionsstation ihre teuflische Zauberkunst trieb, die dann aber nach vielen, heißen Kämpfen sich zum wahren Gott bekehrte. — Ich interessierte mich sehr für diese ehemalige Zauberin, und in Begleitung einiger Schwestern besuchte ich sie in ihrem Kraal. Wie überrascht war ich, als mir eine eingeborene Frau mit äußerst feinen Gesichtszügen entgegnetrat; eine Frau von seltener Schönheit! Obwohl sie bereits in den mittleren Jahren war, ließ doch ihr ganzes Äußere auf ein bedeutend jüngeres Alter schließen. Nach freundlicher Begrüßung und einer kurzen Unterredung erzählte sie mir auf meine Bitten hin ihre Lebensschicksale. Ich will mich bemühen, es möglichst getreu wiederzugeben. Gewiß wird es manchen Leser interessieren.

„Meine Heimat“, so begann die christlich gewordene ehemalige Zauberin, „ist weit drunten am Umkomazi-Fluß. Die dortige Gegend ist sehr bekannt wegen der dort alles beherrschenden Zauberei und der Pflege altheidnischer Gebräuche.

Ich stamme aus einer kinderreichen Familie und bin von zwölf Kindern die jüngste. Meine Angehörigen waren alle Heiden und vom Christentum hatte man damals noch nichts gehört. Wir waren wirtschaftlich gut gestellt, hatten viel Vieh, und darin bestand ja damals der Reichtum der Eingeborenen. Außerdem hatten wir viel Mais und Umabele usw. Alles ging den gewohnten Gang, kurz — wir durchlebten gute Tage.

Da hörte ich von älteren Mädchen, daß es irgendwo Priester und Schwestern gäbe, die Schulen hätten, in denen sie Kinder unterrichteten. Da könnte man lernen. Ich war ungefähr im elften Lebensjahre und wünschte sehr, den Christenglauben kennenzulernen; deshalb wollte ich zu den nächstwohnenden Dominikanerinnen gehen. Als mein Vater dies erfuhr, ward er sehr zornig und sagte, er werde mich totschlagen, wenn ich dies täte.

Lange Zeit war Ruhe. Ich dachte nicht mehr daran und sprach auch mit niemand darüber, bis ich eines Tages von einer protestantischen Niederlassung hörte. Nun lief ich heimlich davon und ging zu den Protestanten. Nach kurzer Zeit schon hatte der Vater meinen Aufenthalt entdeckt und holte mich heim. Ich versuchte eine zweite Flucht, die auch gelang. Nach zweijährigem Unterricht wurde ich getauft und gehörte nun dem

Protestantismus an. (Die zahlreichen andersgläubigen Religionsgesellschaften werden hierzulande oft mit dem gemeinsamen Namen „Protestanten“ bezeichnet.)

Nach der Taufe begann für mich eine schwere Zeit, ich wurde kränklich, aber niemand konnte mir helfen. Man wußte nicht, was für eine Krankheit es sei. Niemand verstand mich. Ich weinte sehr viel und war immer recht traurig. Dies war die Zeit, in welcher der Teufel mit seiner Werbung um mich begann. Mein ganzer Zustand war unter teuflischem Einfluß. In der eingeborenen Sprache nennt man diesen Zustand „haisa“.

Eben zu dieser Zeit hatte ich einen sonderbaren Traum. Alle meine verstorbenen Vorfahren und Verwandten erschienen mir und sie baten und ermahnten mich, eine Zauberin zu werden. Sie versprachen, mir dazu behilflich zu sein. Auch wollten sie mir bei dieser meiner Tätigkeit große Hilfe und Beistand leisten. Sie erschienen mir viele Nächte hindurch im Traum und unterrichteten mich, sie nahmen mich mit an ihren Ort in die Tiefen des Meeres, wo sie mir schöne Sachen zeigten, viele Schätze, die mein Anteil sein sollten, wenn ich ihnen gehorchen und Zauberin werden würde. Es war wirklich schön an dem Orte und lange Zeit hatte ich große Sehnsucht darnach. Alle diese Schätze sollten ja für immer mir gehören, wenn ich ihnen gehorchen würde. Ich aber zögerte mit meiner Zustimmung und alles ging vorüber. — Ich hatte Ruhe. — Niemand ließ sich nachts mehr erblicken.

Im 17. Lebensjahre lernte ich einen jungen Mann kennen. Während unserer Verlobungszeit traf mich ein schwerer Schlag. Alle meine Angehörigen starben: erst meine Eltern, dann von den Geschwistern eines nach dem andern, bis ich allein noch übrig blieb. Wahrscheinlich war der Teufel mit im Spiel. Er wollte mich für sich allein haben. Nach dem Tode aller meiner nächsten Angehörigen heiratete ich in diese Gegend. Am achten Tage meiner Heirat wurde ich schwer krank. Nun legte der Teufel feste Hand an mich. Alle meine Vorfahren erschienen mir wieder im Traum und jetzt auch meine Eltern und Geschwister. Sie baten mich flehentlich, doch meine Zustimmung zu geben. Sie versprachen mir ihre Hilfe, mit dieser Hilfe würde ich Großes leisten; alles, was man von mir als Zauberin verlange, werde ich tun können und dadurch die größte Zauberin der ganzen Gegend werden.

Ich gab meine Zustimmung und nun fingen ihre Unterriichte an. Jede Nacht kamen sie und oft nahmen sie mich mit in die Unterwelt. Ich erzählte meinen Verwandten von meinem Verkehr mit den Geistern und den Geistern der Vorfahren. Weil sie wußten, daß eine Zauberin viel Geld verdient, so gaben auch sie ihre Zustimmung. Ohne mein und meiner Verwandten

Zutun kamen sofort Leute aus der ganzen Gegend. Mit Blitzesschnelle ward ich in der ganzen Gegend als Zauberin bekannt.

Ich war eine fertige Zauberin, vom Teufel selbst und von seinen Anhängern unterrichtet. Jede Nacht hatte ich Verkehr mit dem Teufel. Er unterrichtete mich für den kommenden Tag. Ich wußte genau, was der Tag bringen werde. Ich sah und wußte alles: wer zu mir komme und was vorgefallen. Ich wußte genau, die und jene Person wird kommen, das und jenes Leid wird sie haben, so und so hast du zu helfen. So wie ich es des Nachts gesehen, genau so kam es. (Der Teufel konnte leicht die heidnischen Leute bewegen, zu der Zauberin zu gehen.) Diese meine Tätigkeit brachte mir viel, viel Geld ein.

(Fortsetzung folgt.)

2

Aus der Missionschronik

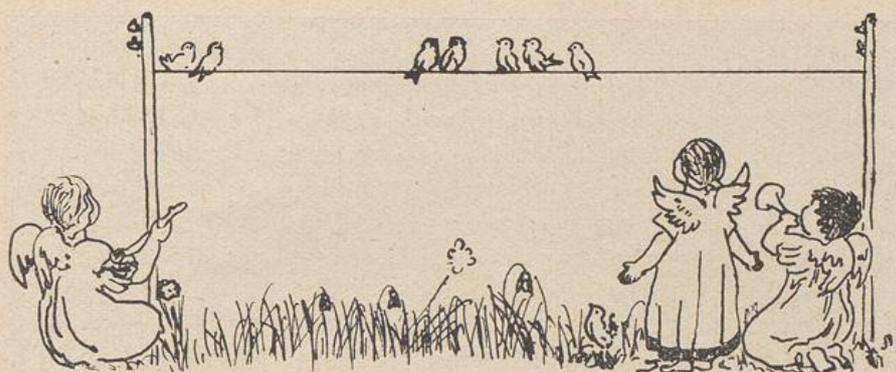
Emaus, Süd-Afrika 1912

Ein Luftschiff! Hoch oben in den Wolken! So etwas haben unsere schwarzen Frauen noch nie gesehen. Ganz bestürzt und erstaut kommt ein altes Weiblein erst zur Schwester, dann zum Missionar und fragt nach dem großen sonderbaren Vogel, der hier hinüber geflogen sei. Der Pater sucht ihr nach Möglichkeit begreiflich zu machen, daß es ein Luftschiff sei, daß von einem Weißen gelenkt wird. Sie ist erst sprachlos vor Entsetzen; dann ruft sie aus: „Wie! Die Abelungus fliegen? Nun bin ich schon so alt, habe aber nie gehört, daß ein Mensch fliege! Jetzt weiß ich auch, warum es nicht regnet. Also diese Weißen verunreinigen die Luft und halten den Regen auf! Es ist gewiß wahr, alles Unglück bringen diese Weißen über uns: Kinderpest und Fieber unter dem Vieh, die Blattern und Beulenpest unter den Menschen, und damit nur alle ganz sicher sterben, jetzt auch noch die Trockenheit. O, wir armen Leute!“

Der Umfundisi (Missionar) hatte große Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen; er ermahnte sie zum Gottvertrauen und zum Gebet, damit der große Gott wieder Regen schicken möge.

„Ja,“ sagte sie, „das ist alles recht, aber nun habe ich noch etwas zu fragen: Was ist das für ein Wagen, dem ich neulich begegnete? Da waren weder Pferde noch Ochsen vorgespannt, und doch saufte er daher, daß ich und meine Begleiterin alle Mühe hatten, auszuweichen.“

Der Missionar erklärte nun dem alten Mütterlein, daß dieser Wagen ein Auto sei, das der Weiße mit Benzin in Bewegung bringe. „Ja,“ meinte die gute Alte, „die Weißen können nur einem toten Leib keine Seele einatmen oder einhauchen, wenn sie das könnten, dann würden sie glauben, sie seien Götter.“



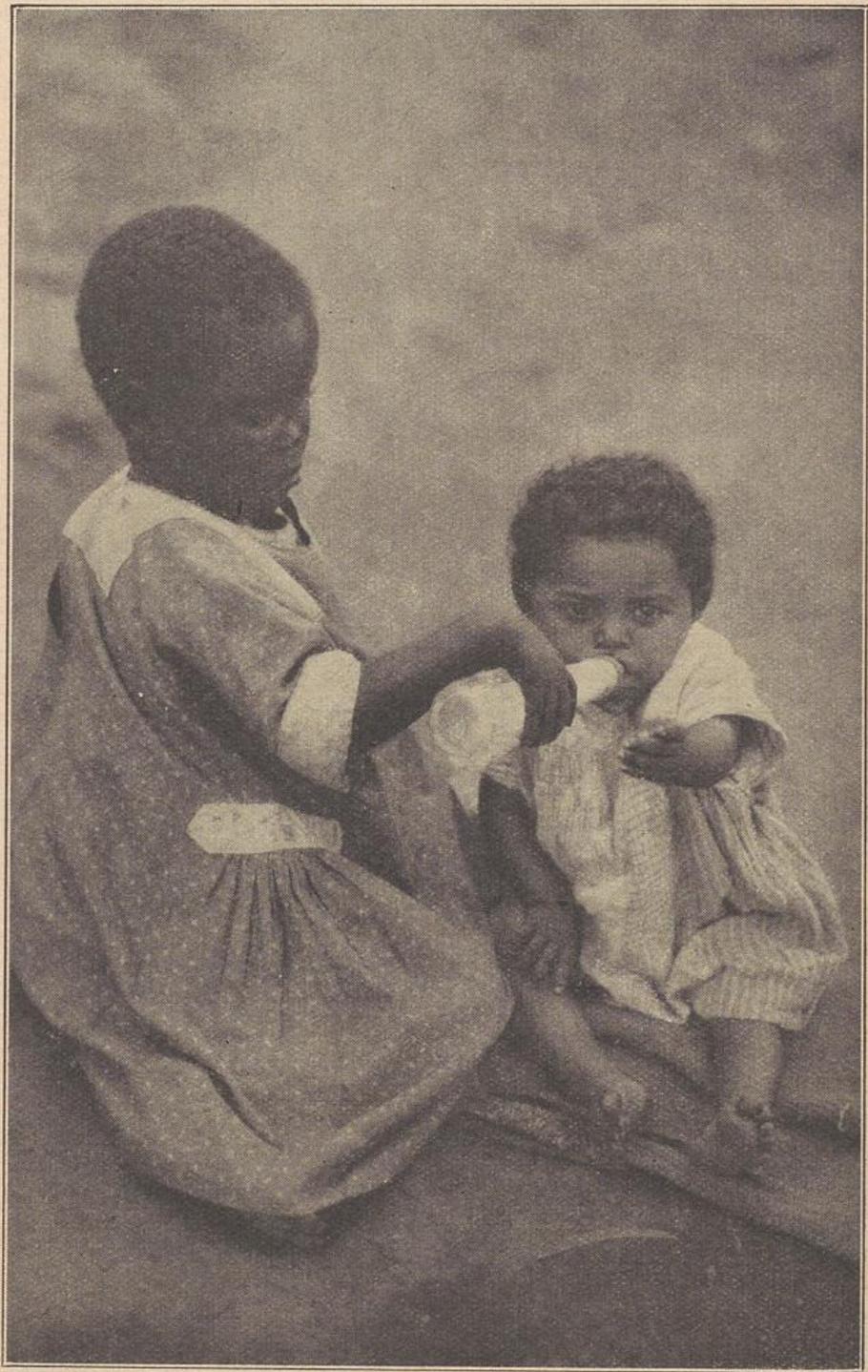
F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! In der letzten Nummer erzählte ich euch von den schwarzen Kindern. Nun noch ein kleines Stückchen von den alten Großmütterchen, die an ihrem Lebensabend noch getauft werden. Wenn sie nach der Taufe später noch ein Anliegen haben, zupfen sie an ihrem Kinn und bitten: „Mama, du weißt, daß wir alt und gebrechlich sind und leicht fallen. Wir haben unser schönes Seelenkleid von der Taufe beschmutzt; es ist wieder schwarz, so wie unsere Haut. Sag' es uns halt wieder vor, wie wir es in der Beichte machen sollen, so daß das Herz wieder weiß wird, wie das deinige, und dem lieben Gott wohlgefällig. Unser altes Gehirn vergißt so schnell, was wir gelernt haben.“

Und jetzt kommt ein wahres Geschichtchen von einem tapferen Christenmädchen.

Ein schwarzer Engel

Auf der Insel Martinik lebte im vorigen Jahrhundert ein Pflanzer, der gegen 100 Negerklaven beschäftigte; der Mann war ungläubig und konnte auch bei andern die Religion nur mit Ingrimm ansehen. Jedoch mußte auch er, dem allgemeinen Gebrauch zur Folge, den Sonntag seinen Sklaven frei lassen. Diese legten sich entweder den ganzen Tag an die Sonne, oder bebauten ihre eigenen kleinen Gärten, oder nahmen an den ausgelassenen Negertänzen teil; nur Martha allein ging in die heilige Messe; eines Tages trifft sie der böse Pflanzer auf dem Kirchweg und fragt sie, wohin sie wolle. „In die heilige Messe“, lautet die Antwort. „Das verbiete ich Dir ein für allemal“, fährt sie der Pflanzer an. „Mein Herr, ich gehorche Ihnen willig in allen Dingen, aber in diesem Punkte heißt es, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ „Das will ich sehen,“ herrscht sie der Pflanzer an; „gehst du in die Messe,



Schwarze Christenkinde

so erhält du 20 Schläge.“ Diese Schläge wurden jeweils mit einer dicken Ochsensehne von einem Aufseher erteilt. Martha läßt sich jedoch nicht einschüchtern, wohnt der hl. Messe bei und erhält dann die furchtbaren Streiche. Jetzt meint der Pflanzler, sei es mit dem Kirchengehen aus und Amen; aber Martha geht auch am folgenden Sonntag zur heiligen Messe, erhält wieder ihre 20 Streiche auf den noch ungeheilten Rücken, geht aber nichtsdestoweniger jeden folgenden Sonntag mehrere Jahre hindurch und erleidet jedesmal die gleiche Strafe; ihr Rücken war ganz elend und offen, aber die Kraft, die sie aus der heiligen Messe und der heiligen Kommunion erhielt, die sie jedesmal dabei empfing, gab ihr übernatürlichen Mut und Geduld.

Eines Sonntags endlich sagte sie zu ihrem Henker: „Dies ist nun das letztemal.“ Man glaubte nun endlich ihren Mut gebrochen, aber die Heldin hatte es nicht so gemeint; wie sie bestimmt geahnt, starb sie in der folgenden Nacht, wurde still unter einem Baume verscharrt, und niemand dachte mehr an sie.

Infolge merkwürdiger Vorkommnisse wurde 25 Jahre später ihr Grab entdeckt und ihr Leichnam erhoben, im Jahre 1810. Zum allgemeinen Erstaunen fand man ihren Leib noch ganz unverfehrt, auf dem Rücken jedoch gewahrte man zahlreiche Narben, die Zeichen ihres Martertums. — Wie werden am jüngsten Tage jene Katholiken der Negerin Martha gegenüberstehen, welche leichtsinnig die heilige Messe versäumen!

z

Zum kostbaren Blute Jesu

Es lebe Jesu, der sein Herz erschlossen,
 Aus Liebe all sein Blut für mich vergossen;
 Sein Blut ist meine Hoffnung und mein Leben:
 Was kann ich ihm zum Danke dafür geben?
 Es sei gepriesen und gebenedeit,
 Denn von der Hölle hat es uns befreit;
 Den schuldbesteckten Seelen wird zum Bade,
 Zum Tranke wird sein Blut im Kelch der Gnade.
 Es dient uns in des Vaters Zorn zum Horte,
 Und öffnet uns des Himmelreiches Pforte;
 Um Rache hat Abels Blut geschrien,
 Durch Jesu Blut wird uns die Schuld verziehen.
 Gestillt ist aller Zorn, der Rächer flieht,
 Wenn er mit Jesu Blut besprengt uns sieht;
 Der Abgrund zittert, wird das Blut erhoben,
 Und Freud und Jubel ist im Himmel oben.
 So sei denn Jesu Blut zu aller Zeit
 Gesegnet und gelobt in Ewigkeit.

(100 Tage Ablass)

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Jahresbeitrag für die Caritasblüten einsandten. Möge das kostbare Blut Sie besonders im Monat Juli, der dem Kaufpreis unserer Erlösung geweiht ist, mit seinen überreichsten Gnadenschätzen beglücken, Sie segnen und schützen.

Hängt all mein Glück auch nur an einer Spinne Faden,
hielt diesen nur der Herr — so fürcht ich keinen Schaden!



Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute im Monat Juli gewinnen können: 1. Am Feste Maria vom Berge Karmel, 16. Juli. 2. Am ersten Sonntag im Juli, als dem Feste des kostbaren Blutes. 3. Am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August. 4. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Maria war die erste Verehrerin des kostbaren Blutes. Sie begleitete ihren göttlichen Sohn auf seinem Leidenswege, unter ihren Augen floß das göttliche Blut in Strömen für unsere Erlösung, und sie, die Miterlöserin der Menschheit, brachte diesen Lösepreis dem himmlischen Vater als die heiligste und vornehmste Opfergabe dar.



Das Totenglöcklein

bittet um ein andächtiges Memento für den lieben verstorbenen hochwürdigen Herrn Pfarrer Ritzfeld, Flammersheim, langjähriger treuer Abonnent unserer Caritasblüten. R. i. p.



Gebetserhörung

Der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Dem heiligen Vater Josef herzlichen Dank für auffallende Hilfe in großen Schwierigkeiten. M. B.